



Foto: Galerie Bruno Bischofberger



Ettore Sottsass (o.), Regal «Carlton», Ausstellung «Menhir, Ziggurat, Stupas, Hydrants & Gas Pumps» in Mailand 1967 (gr. Foto)

Das Raunen des Erdinnern

Designer Ettore Sottsass und die Gruppe Memphis kämpften gegen starre Formen

Stephanie Rebonati

Ettore Sottsass prägte die Designgeschichte des 20. Jahrhunderts und Generationen junger Gestalter. Er wurde wiederholt geehrt und ist in den weltweit wichtigsten Museen vertreten. Während sechzig Jahren, von den Fünfzigerjahren bis kurz vor seinem Tod 2007, zeichnete, erfand und baute er: eine knallrote Reiseschreibmaschine, einen Flughafen, eine Bushaltestelle, Häuser, Eierbecher, Raumteiler und Sofas.

Nun erscheint eine umfangreiche Monografie über diesen Alleskönner, verfasst vom Schweizer Kunsthistoriker Philippe Thomé. Das Buch zählt 500 Seiten, ist farbig und prall wie Ettore Sottsass' Werk selbst. Er schuf ein schrill-buntes Œuvre von Bauten und Alltagsgegenständen. Er provozierte und gefiel. Er machte die schweren, grauen Maschinen der Nachkriegszeit leicht und sexy, lud sie emotional auf. Er warf mit Farbe um sich, vermahl-

te einander fremde Materialien und gründete 1981 die Gruppe Memphis – ein Kollektiv, das sich radikal gegen die starren Formen des Funktionalismus stellte, um einen Regenbogen in die Welt zu malen, einen Comic-artigen, grinsenden. Sottsass entwarf Dinge, die alles infrage stellten – vor allem aber das gängige Verständnis von Schönheit und Ästhetik. Er brach mit allen Konventionen und beherrschte die Vielfalt. Er baute Häuser, die wie aufeinandergestapelte Legobausteine aussehen. Er kreierte Ohrringe und Colliers, Kunst als Schmuck. Er formte Vasen und Behälter aus Glas und Keramik, betörend skulpturale Objekte. Er entwickelte eine Serie von Regalen aus Kunststofflaminat, wild bemustert, farblich überreizend – für die einen ein Skandal, für die andern die reine Offenbarung. Sottsass kombinierte teuer mit billig, weich mit kantig, Aluminium mit Stoff, Pastell mit Neon. Er schuf ein eklektisches Universum, erfand eine

neue Formensprache, er malte die Welt farbig. Es war sein Versuch, sie zu verstehen.

Sottsass wollte Code-frei sein, Anti-Design popularisieren

Als Kind pflückte er Butterblumen und Himbeeren, hielt die Füsse in den kühlen Bergsee. Als Mann verliebte er sich in die Farbenpracht Indiens, in die massiven Klippen, die in die Meere ragen, in die raue Abgelegenheit spanischer Dörfer. Als Greis, der Schnauz weiss, das dünne, graue Haar zu einem Zopf geflochten, sass er auf seiner Veranda auf der italienischen Insel Filicudi und malte. Oft schlief er draussen, um dem Raunen des Erdinnern zu lauschen. Und vielleicht, um zum Ursprung zurückzufinden. Er wollte Code-frei sein, Anti-Design popularisieren, die Rationalität nicht absolut setzen. «Wie ein Kind, aber nicht infantil», sagte er 2002 im Dokumentarfilm «Der Sinn der Dinge». Stift, Papier und Kamera, immer dabei. Sottsass

dachte durch seine Hände, entwarf unermüdlich, weil «Gestaltung die Aufgabe hat, Dinge zu kreieren, die das Glück anziehen». Mit seinen klobig-farbigen Möbeln bringt er die Leute bis heute zum Lachen. Mit den düsteren, archaischen Keramiken offenbart er seine schlaflosen Nächte. Mit seinen surrealen Glasskulpturen – wunderbar grässlich, mit jeder Einrichtung schlichtweg unvereinbar – empört er noch immer. Mit seinen verwunderten Knopfaugen und dem kleinen Zopf entzückt er die Nachwelt. Und die Monografie, das neue Buch über Ettore Sottsass, ist Zeugnis all dieser Dinge und macht sich nicht nur in einem dekorativ verwinkelten «Carlton»-Regal gut. Dieses und rund 150 weitere Alltagsgegenstände der Memphis-Gruppe sind derzeit übrigens in der Dixon Gallery in Memphis, Tennessee, in einer Ausstellung zu sehen.

Philippe Thomé, «Sottsass», Phaidon, 150 Franken

Filmstar Keaton, 68: Eigenwilliges Auftreten



Foto: R. Almadier/Courtesy of Random House

Auf der Suche nach der Tiefe

Schauspielerin Diane Keaton hat ihre zweite Autobiografie geschrieben

Diane Keaton war immer anders als andere Schauspielerinnen. Ihr Star-Appeal hatte wenig mit glamourösem Make-up und atemberaubenden Roben zu tun. Ihr Kapital ist und war Talent und eigenwilliges Auftreten: Ihr flächiges Gesicht, mit den leicht hängenden Augenlidern besass, wie ihre Kleidung, grossen Wiedererkennungswert. Oft trug sie weite Hosen und Jupes mit hohem Bund, Rollkragenpullover und Hut. Und flache Schuhe, lange bevor der Unisex-Stil modern war. Sie war die perfekte Mischung eines liebenswerten Freaks mit dem Mädchen von nebenan, etwas, das in Hollywood einmalig ist und war. Was ihr Aussehen betrifft, ist Keaton denn auch nicht eitel: «Es ist okay, nicht schlecht, ich bin einfach eine durchschnittlich aussehende Frau.»

Damit hat sie nicht unrecht, ist sie doch der lebendige Beweis, dass man, auch wenn man keine Angelina Jolie ist, eine eindrucksvolle Karriere machen kann. International berühmt wurde Keaton in Francis Ford Coppolas Mafiaepos «Der Pate» (1972) und durch die Filme von und mit Woody Allen. Für ihre Darstellung der Annie Hall in Allens «Der Stadtneurotiker» wurde sie 1978 mit dem Oscar als beste Hauptdarstellerin ausgezeichnet. Zu Allen hat sie auch heute noch «eine innige Beziehung», trotz der Anschuldigungen wegen Missbrauchs, die seine Tochter Dylan Farrow erhebt: «Ich liebe ihn und glaube ihm und hoffe, alles klärt sich zum Besten für alle», sagte Keaton kürzlich im Interview mit dem amerikanischen «People»-Magazin.

Voller Liebe zu Mitmenschen, Tieren und Natur

Keaton, inzwischen 68 Jahre alt, dreht immer noch Filme, ist quasi ein weiblicher Methusalem in einem Geschäft, in dem die meisten Schauspielerinnen über 40 in Pension gehen müssen. In ihrer zweiten Autobiografie «Let's Just Say It Wasn't Pretty» mischen sich Erinnerungen mit Betrachtungen, was Schönheit in ihrem Leben bedeutet. Keatons Vorstellungen haben denn auch wenig mit einer perfekten Oberfläche des schönen Scheins, sondern mit Attitüde zu tun. Schönheit, nur um der Schönheit willen interessiere sie nicht, sie suche nach Brüchen und Tiefe.

Diese Tiefe sucht der Leser allerdings vergebens; Keaton lässt uns nicht in die Abgründe ihrer Seele blicken, nicht einmal in den Vorhof. Und so plätschert das Buch dahin, unterhaltende Szenen, wie sie ihre Tochter zum ersten Mal zu Victoria's Secret begleitet oder wie sie von einem Fan mit Katy Perry verwechselt wird, mischen sich mit Plattitüden. «Je älter ich werde, desto mehr Schönheit sehe ich um mich herum.» Wie das Leben als alternder Star in einem von Schönheit dominierten System wirklich ist, verrät sie nicht. Genau das würde interessieren. Keaton wäre prädestiniert, ihre Stimme zu erheben. Mit fast 70 spielt sie immer noch romantische Heldinnen, wie im neuen Film «And So It Goes» mit Michael Douglas. Eine Ausnahme in Hollywood. Keaton zeichnet von sich ein Bild eines reflektierten und verantwortungsvollen Menschen, der voller Liebe zu seinen Mitmenschen, Tieren und der Natur ist. Das alleine ist eine schöne Sache, leider aber auch ein bisschen langweilig. Schönheit kommt in vielen Bildern, Formen daher, aber das wusste man schon, bevor man das Buch gelesen hat. Silvia Aeschbach

Diane Keaton, «Let's Just Say It Wasn't Pretty», Random House, 36.90 Franken

Gegenwartskunde

«Hoi Liebi!», «Liebe Alle!»

Die Liebe ist da! Es häufen sich E-Mails, SMS und Briefe mit der Anrede «Hoi Liebi!» oder «Liebe, wie geht es dir?» Die Floskel, die ohne Artikel auskommt, erreicht uns nicht nur von Leuten im engeren Bekanntenkreis. Auch Menschen, die man geschäftlich kennt und mit denen man per Du ist, finden daran Gefallen.

Wie ist es möglich, dass man Menschen so nennt wie das ganz grosse Ding im Leben – die Liebe? Man kann nur mutmassen. Erstens klingt die

Anrede wahnsinnig positiv. Wer seinen Mitmenschen mit «Liebe» anspricht, verlangt ja indirekt auch, dass die gemeinte Person herzensgut ist (und bleibt). Selbst, wenn man etwas von ihr verlangt. «Lieber, kannst du auf dem Heimweg noch Abfallsäcke kaufen und bei der chemischen Reinigung vorbei?» – ein solches SMS an den Mitbewohner klingt charmanter als die Nachricht «Bring noch Abfallsäcke!». Zweitens hat sich der Ausdruck «Liebe» als Anrede aus anderen Sprachen in unseren Wortschatz



geschlichen. In italienischen («Ciao caro!») und englischen («Hello, dear!») Sprachgegenden ist der Ausdruck auch mündlich in Gebrauch, wenn man zufälligerweise jemanden trifft

und einem der Name der Person nicht einfällt. In Italien ist das so oft passiert, dass Caro längst ein eigener Taufname ist, was wiederum «der Liebe, der Teure» bedeutet. Es dürfte nur noch eine Frage der Zeit sein, bis sich «Liebe» als Vorname auch bei uns durchsetzt und die erste Liebe Meier oder der erste Liebe Meier in den Kindergarten kommt.

Nicht zuletzt ist «Liebe(r)» als Anrede so beliebt, weil man sich im schriftlichen Nachrichtenverkehr nicht die Mühe machen muss, sich Vornamen zu merken oder sie auszusprechen.

«Lieber, wir machen morgen eine Grillparty, kommst du auch?» Das klingt persönlich und lässt sich an viele liebe Leute aufs Mal senden, die wiederum meinen, sie alleine seien damit gemeint.

Profis, die «Hoi Liebi» im Plural verwenden, setzen dabei auf «Liebe Alle». Vor allem in Massenmails an Bürokollegen oder Familienmitglieder hat sich die Anrede etabliert. Korrekterweise darf man «Liebe Alle» aber gar nicht schreiben. Denn beim Wort «alle» handelt es sich um ein Adverb, das man in jedem Fall klein schreiben und auf das zwingend ein Substantiv folgen

muss. Es hiesse also: «Liebe alle Kolleginnen». Was natürlich auch doof ist. Deshalb hat sich «Liebe Alle» durchgesetzt. Aber wer um Himmels willen ist die liebe Alle? Niemand, findet Kolumnist Matthias Kalle, der den Ausdruck bereits als Zeichen des untergehenden Abendlandes bezeichnet hat: «Es ist die unhöflichste aller Anreden, es geht nicht unpersönlicher, der Einzelne verschwindet in einer undefinierbaren, schier endlosen Masse.» Bleibt nur eines: Die Anrede wie eine Aufforderung zu verstehen – nämlich, ab sofort alle Menschen zu lieben. Claudia Schmid